

"Fritz Gröbli, Kolonialwaren" : Weihnachtsgeschichte

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **28 (1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

passt, so oft wie möglich ins Kino und auf den Tanzboden gehen. Natürlich sind sie mit dieser Genussucht nicht allein; ein grosser Teil der Fabrikarbeiterinnen und Hausangestellten macht es ja auch nicht besser. Aber sie kennen kein Mass, geben, wenn man sie daran nicht zu hindern vermag, den letzten Franken aus und sind dann unglücklich, dass sie mit Ende des Jahres nichts haben. Bei den Burschen (zum Teil auch bei den Mädchen) wird dem Rauchen in beängstigender Weise gefrönt; täglich ein Paket Zigaretten ist gar keine Seltenheit. Wie soll da aber ein Lehrling mit seinen 20 bis 30 Franken Taschengeld durchkommen?

Ziemlich selten haben wir dagegen wegen übermässigem *Trinken* einzuschreiten, und das ist, wenn man über die Sitten der Eltern und Voreltern informiert ist, eigentlich ein Wunder. Von den zahlreichen «Ehemaligen», die nun zum Teil schon weit über 30 Jahre alt sind, haben sich nur wenige dem Trinken ergeben, und die meisten von ihnen sind deshalb süchtig ge-

worden, weil sie schon in zarter Kindheit mit geistigen Getränken traktiert worden sind. Auch der Umstand, dass da und dort am Arbeitsplatz halbwüchsigen Burschen Most und Bier vorgesetzt wird (die besten Abmachungen in bezug auf diese Frage nützen bekanntlich nichts!), hat unseres Wissens bis jetzt noch nie schlimme Folgen gehabt. Die Burschen folgen hierin dem Zug der Zeit und trinken, wenn sie unter sich sind, ebenso gern ein süsses Wasser wie ein Glas Bier.

*

Wir möchten selbstverständlich nicht dazu beitragen, dass nun die eben geschilderten Zustände sozusagen auf jedes Kind aus einer fahrenden Familie bezogen werden. So wenig es ein Schema für die Bauernkinder oder diejenigen irgend eines andern Standes gibt, so wenig lassen sich unsere Schützlinge in eine Schablone pressen. Dass aber bei aller Verschiedenheit gewisse Eigenheiten immer wieder auftreten, hat uns die Erfahrung von mehr als 30 Jahren gelehrt.

«Fritz Gröbli, Kolonialwaren»

Weihnachtsgeschichte von Eugen Mattes

Kurz vor Weihnachten war der Umbau vollendet. Die Handwerker hatten die Werkzeuge fortgeschafft und die Spuren ihrer Arbeit getilgt. Ueber dem Ladeneingang zwischen den zwei grossen, weihnachtlich dekorierten Schaufenstern schraubten zwei Arbeiter die gläserne Firmatafel fest: «Fritz Gröbli, Kolonialwaren».

Der Besitzer stand in dem grossen neuen Laden und schaute prüfend um sich. Ein freudiges Gefühl war in ihm. Nun war es geschafft, so, wie er sich's immer gewünscht hatte: hell, geräumig und praktisch. Lange hatte er sich mit seiner Frau und seinem Vater im engen alten Laden gelitten, zwischen wurmstichigen Gestellen, unpraktischen Schränken, den aufgestellten Säcken und dem kleinen Ladentisch. Oft hatte er sich geärgert über die alte, ausgelaufene Steintreppe, auf der fast jeden Winter jemand ausgelitten war, und über das Blechdächlein, das sie überdeckte und das den Laden so trüb und dunkel machte. Mancher Kunde war zur Konkurrenz abgewandert, weil es dort zum Einkauf bequemer, einladender war. Nun war es anders geworden. Man hatte den Laden tiefer gelegt und brauchte kaum mehr den Fuss zu heben, um hineinzugelangen. Anstelle der alten schweren Tür mit dem ewig schleppernden Gitter, war nun eine Glastüre getreten, die sich geräuschlos und leicht öffnete und automatisch schloss. Die ans Haus angebaute Scheune, darin der Vater bis vor wenigen Jahren einen kleinen Viehbestand gepflegt, hatte sich in ein neuzeitlich eingerichtetes Magazin verwandelt und war durch eine Türe mit dem Laden verbunden. Die Zeit war vorüber, da man alles umständlich um das Haus herum tragen musste.

Aber es war nicht kampflos so geworden. In manchen Dingen war der Vater anderer Meinung, und oft hatte Elsa, seine Frau, zwischen ihnen vermittelt. Er hatte es einfacher und mit geringeren Mitteln machen wollen. Man hatte bedeutend tiefer in den Beutel greifen müssen, als man anfänglich gedacht hatte. Aber das

war immer so, wenn man an alten Häusern zu bauen anfang.

Fritz Bögli brach seine Betrachtungen ab und wandte sich der Frau zu, die mit flinken Händen Schokoladen, Pralines und all die Weihnachtssachen in einer Vitrine zu einer gefälligen, kleinen Ausstellung ordnete und mit Tannenreisig schmückte. «Nun können wir einmal zeigen, was wir haben», sagte er, «vielleicht laufen die Leute jetzt weniger in die grossen Kaufhäuser der Stadt, wenn sie sehen, dass wir sie mindestens so gut bedienen.» «Vielleicht Fritz, vielleicht», lächelte die Frau. «Es gibt Menschen, die immer dem Lauten, Schreienden nachlaufen müssen. Diese ändern wir nicht. Aber auf die andern kommt es an, die immer kommen und uns die Treue halten. Für diese wollen wir uns anstrengen. Für sie wollen wir da sein, so, wie sie für uns da sind. Nur dann hat unser Bauen einen Sinn gehabt. Willst du mir nicht noch etwas von der Sendung holen, die gestern gekommen ist...?»

Nachdenklich schritt der Mann hinaus in das Magazin. Ja..., für einander da sein, auf das kam es an...

Am Tage vor Weihnachten war ein ständiges Kommen und Gehen in Fritz Gröblis Laden. Er und seine Frau hatten alle Hände voll zu tun. Kaum dass sie Zeit fanden, schnell einen Bissen zu sich zu nehmen. Frau Gröbli hatte sich immer noch nicht ganz an den neuen Laden gewöhnt, und manchmal stutzte sie einen Augenblick, bis sie wieder wusste, wo dieser oder jener Artikel zu finden war. Auch vermisste sie die stillen, dienenden Hände ihres Schwiegervaters, der sonst immer um den Weg war und half. Unauffällig hatte er die Schubladen und Behältnisse mit den ausgehenden Sachen nachgefüllt. Er hatte die Kisten geöffnet, die Waren ausgepackt und stets alles an seinen Ort gebracht, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Das war anders, seit er im Bette lag. Sie mussten den Magazinburschen rufen, wenn etwas fehlte, oder es ihrem Manne sagen, dass er es herbeischaffte. Wie sehr vermisste sie den stillen, alten Mann! Wohl war

es nur eine Erkältung, die ihn angefallen, aber manchmal hatte sie Angst um ihn. Er hatte auch gar so müde ausgesehen in letzter Zeit. Sie durfte nicht studieren. Die Arbeit drängte.

Manchmal erschien auch ein Kinderkopf unter der Türe, die von der Wohnung nach dem Laden führte, und sah mit suchenden Augen nach der Mutter. Aber mit liebevoller Gebärde schob sie das Kleine hinaus, auf dessen Lippen sich hundert Weihnachtsfragen drängten. Draussen in der Küche hantierte Hanna und wurde nicht müde, den drei Kleinen immer neue Weihnachtsgeschichten zu erzählen, um sie im Zaume zu halten, weil sie immer wieder nach dem Christkindlein fragten.

Nach kurzem Tageslaufe neigte sich die Sonne dem Westen zu. Ohnmächtig hatte sie mit dem Dunste gekämpft, der immer über den leichtverschneiten Dächern des Dorfes gelegen. Nun stand sie wie ein grosser, roter Ball am Horizont und warf einen schwachen, rötlichen Schein in das friedliche Gesicht des alten Mannes, der hochgebettet in seinen Kissen lehnte. Die hageren, stark geäderten Hände auf der Bettdecke gefaltet, schaute er mit grossen Augen in die sinkende Sonne. Sie schien so müde zu sein von ihrem Erdenlaufe, so müde wie er selbst war. Sie sehnte sich wohl auch nach Stille und Ruhe. Er war fremd geworden auf der Welt. Er hatte sich nicht mehr zurechtgefunden in dem grossen, neuen Laden. Das war die Welt der Jungen, nicht die seine. Diese war untergegangen. Die Handwerker hatten sie herausgebrochen aus diesem Hause. Nur seine Kammer hatten sie nicht verändern dürfen, das hatte er sich ausbedungen. Schon manches Jahr war es her, seit seine Frau den Weg gegangen war, den er sich nun zu gehen anschickte. Sie hatten miteinander gelebt, sich wenig gegönnt und den Franken zum Franken gelegt. Nun hatte der Umbau das Meiste verschlungen. Aber wozu hatte er denn gespart? Doch für die, welche nach ihm kamen. Nicht um ihnen Reichtümer zu hinterlassen, aber um ihnen den Boden zu bereiten. Das hatte er getan. *Für die andern da sein, das war der Sinn des Lebens.*

Langsam füllte die Dämmerung die Kammer. Vorne im Laden, durch den das helle Licht aus den weissen Ampeln flutete, drängten sich weihnachtliche, frohe Menschen. Die eifrig arbeitende Frau hinter dem Ladentisch fühlte eine seltsame Unruhe in sich. Es hielt sie nicht mehr, sie musste einmal nach dem Vater sehen. Unauffällig schlüpfte sie hinaus, eilte in das dämmrige Zimmer des alten Mannes und fasste liebevoll die Runzelhände.

«Wie geht es, Vater...?»

«Gut, Elsi, gut.» Zögernd tropften die Worte von den Lippen des Kranken, als müsste er sich erst aus einer andern Welt zurückfinden.

«Soll ich Licht machen...»

«Nein Kind. Es ist gut so... Geh' nur, man braucht dich draussen.»

«Vater...»

«Geh, Kind..., mir ist wohl...»

Nur wenige Augenblicke war die Frau weg gewesen. Nun war sie ruhiger, und freundlich erfüllte sie die Wünsche ihrer Kunden, bis auch der Letzte den Laden verlassen hatte. Der Bursche liess die Rolläden herunter und schloss die Türe. Frau Elsa trat zu ihrem

Altes Krippenspiel

Maria:

Joseph, liebster Joseph mein,
Wo kehren wir heut abend ein?

Joseph:

Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Ein Stall soll in der Nähe sein,
Das wird wohl unsre Herberg sein.

Maria:

Joseph, liebster Joseph mein,
Was wird des Kindes Wiege sein?

Joseph:

Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Im Stall ein altes Krippelein,
Das wird des Kindes Wiege sein.

Maria:

Joseph, liebster Joseph mein,
Was wird des Kindes Windlein sein?

Joseph:

Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Ein altes Hemde, nicht zu fein,
Das wird des Kindes Windlein sein.

Maria:

Joseph, liebster Joseph mein,
Wo kehren wir denn morgen ein?

Joseph:

Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Da kehren wir im Himmel ein.

Maria:

Joseph, liebster Joseph mein,
Der Engel wird unser Begleiter sein.
(Dichter unbekannt)

Manne, der rechnend an der Kasse stand, und sprach:
«Ich gehe jetzt, Fritz.»

Er schaute auf, strich der Frau liebevoll ein paar mutwillige Haare aus der Stirne und sprach: «Mach' es kurz Elsi, du bist müde. Ein paar Kugeln und Kerzen an den Baum, dann sind die Kinder schon zufrieden.» Die Frau nickte und eilte davon.

Der Grossvater schlief. Leise ging sein Atem.

«Gottlob», sprach die Frau, ging zu den Kindern und hiess sie schön stille sein, damit sie hören, wenn das Christkindlein komme. Dann schloss sie die Stube auf und rüstete den Baum. Sie öffnete die Tür zur Kammer des Grossvaters, damit sie ihm nahe sei. Er lag ruhig in seinem Bette, aber er schlief nicht. Er sah, wie die junge Frau den Baum rüstete, wie sie alles mit sorgenden Händen zurechtlegte, allen Freude zu bereiten.

«Für einander da sein», hauchte der Alte. Als Frau Elsa alles fertig gerüstet hatte, trat sie zum andern Male an das Bett des Grossvaters. Aber sein Herz war stille. Lautlos, wie er gelebt, war er von hinnen gegangen.

Ein weher Laut rang sich von den Lippen der Frau und ihr Körper zitterte. Hart kämpfte sie mit sich

selbst. Dann drängte sie allen Schmerz in ihre Brust zurück und ging leise in die Stube hinüber, die Tür hinter sich halb offen lassend. Zögernd zündete sie eine Kerze nach der andern an, bis der ganze Baum im vollen Glanze strahlte. «Für einander da sein, gelt Grossvater», stöhnte sie. Sie öffnete die Stubentüre und jubelnd stürzten die Kleinen herein. Hinter ihnen kamen ihr Mann, Hanna und der Magaziner.

«Was macht der Grossvater...?» fragte Fritz Gröbli seine Frau.

«Er schläft», antwortete sie und zog die Tür zu bis auf einen kleinen Spalt.

«Stille Nacht..., heilige Nacht...» Frau Elsa schluckte die Tränen tapfer hinunter, die emporsteigen wollten, und sang mit. Durch die angelehnte Türe fiel heller Christbaumschimmer auf das friedliche Gesicht des Toten.

Arbeitszeitverkürzung und Freizeitgestaltung

Schon seit längerer Zeit spricht man von *Arbeitszeitverkürzung*. Wenn es damit nur langsam vorwärts geht, so deshalb, weil es Mühe bereitet, genügend Arbeitskräfte einsetzen zu können. Immerhin ist die Fünftagewoche schon in vielen Industrieunternehmen zur Tatsache geworden. Neuerdings gehen nun auch die staatlichen Verwaltungen, die ja auch Grossbetriebe sind, an die Lösung des Problems heran. Biel und Bern haben bereits entsprechende Arbeitszeitverkürzungen beschlossen und damit den Weg für die Fünftagewoche freigelegt. Auch in Zürich wird zurzeit eine Lösung angestrebt, die ab 1. April nächsten Jahres zur Anwendung kommen soll. Es geht langsam mit all diesen Neuerungen bei uns in der Schweiz; doch aufzuhalten sind sie nicht, sie werden sich mehr und mehr durchsetzen.

Ob die Arbeitszeitverkürzung zum Segen gereicht, wird nicht zuletzt davon abhängen, wie weit es uns Menschen gelingt, die gewonnene Zeit so zu gestalten, dass sie uns dient und die Gemeinschaft davon einen Gewinn hat. Der *Freizeitgestaltung* kommt in diesem Zusammenhang eine sehr grosse Bedeutung zu. Vieles

ist aber in den letzten Jahren hier getan worden. Um aber von einer spürbaren Arbeitszeitverkürzung, sagen wir einmal von der Fünftagewoche, wirklichen Gewinn zu haben, muss noch vieles getan und vorgekehrt werden.

Erfreulicherweise ist man daran, in unseren Städten *Jugendhäuser* zu bauen, die der schulentlassenen Jugend für Tanz und Spiel, Musik und Kunst, Belehrung und Unterhaltung und selbstverständlich auch mit Freizeitwerkstätten zur Verfügung stehen. Und nicht vergessen seien alle Anstrengungen, die heute auf dem Gebiet der *Jugendbibliothek* gemacht werden. Wer es von früher Jugend an gewohnt ist, dem bleibt es ein nieversiegender Quell und ein steter treuer Begleiter, der alle Einsamkeit und alle Langeweile für immer verbannt: Das literarisch wertvolle Buch! Den nachstehenden Aufsatz eines Arbeiterseelsorgers entnehmen wir aus «Die Gemeindestube», dem Mitteilungsblatt der Schweizerischen Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern. Wir danken der Redaktion des Blattes für die Bewilligung des Abdruckes.

Was tun wir am freien Samstagmorgen?

In einigen Berufszweigen, besonders beim Metall, haben wir seit Jahren oder neuester Zeit den arbeitsfreien Samstagmorgen, also die Fünftage-Arbeitswoche. Der freie Samstagnachmittag wurde ja schon lange verwirklicht, allerdings auch da mit einigen umstrittenen Ausnahmen. Die wirtschaftliche Tragbarkeit der verkürzten Arbeitswoche steht hier nicht zur Diskussion. Immerhin mag manch einer schmunzeln, wenn er — nach allem Spreizen und Sperren gewisser Kreise gegen die Verkürzung — liest, was ein schweizerischer Grossbetrieb in seiner Kölner Filiale für Erfahrungen machte: der Samstagmorgen hatte eigentlich für das Unternehmen nie rentiert. Kaum war die Arbeit einigermaßen angelaufen, begannen die Arbeiter schon wieder mit dem Aufräumen. Im Vorgefühl des Wochenendes, das mit zwölf Uhr heranrückte, unternahm man nichts Grösseres mehr. Die gleichen Arbeitsstunden, auf die fünf übrigen Tage verteilt, brachten eine weit grössere Leistung hervor.

Wie wird der freie Samstag nun zugebracht? Hier muss zum voraus betont werden:

Der freie Samstag wird ein anderes Gesicht bekommen, wenn er einmal allgemein in allen Berufszweigen, wo dies möglich ist, sich durchgesetzt hat.

Dann wird man endlich den Sport und andere Anlässe, nicht zu vergessen die politischen Kundgebungen und weltlichen Feste, darauf verlegen können und so den Sonntag für besinnliche Ruhe, für Gott und Familie freibekommen. Dann wird es fraglos sein, wie der Samstag ausgefüllt wird; anders, ob die Leute noch fähig sind, einen ruhigen Sonntag auszuhalten (siehe Bettag!). Im jetzigen Zwischenstadium aber, wo nicht allgemein der Samstagmorgen frei ist — in der Metallindustrie trifft es ja manchenorts auch nur jeden zweiten Samstag — mag dieser oder jener Arbeiter eine gewisse *Langeweile* empfinden und klagen, dass «nichts Rechtes» los sei. Das ist allerdings ein Zeichen dafür, wie arm an Phantasie und Initiative der unselbständige Arbeiter vielfach geworden ist, wie entwurzelt auch ausserhalb der Bindungen seines werktäglichen Berufes. Hier muss unsere Hilfe ein-